

Das Leid der Schönheit.

(Roman von A. Noel.)

(15. Fortsetzung.)

Die Verlassenschaftsbehandlung in Girschel war in der Tat sehr bald beendet, und so konnte Christian alles, was in seiner neuen Wohnung verwendbar sein würde, nach Wien schaffen lassen. Das Herrenzimmer mit den olivgrünen Plüschanteilen und echten Kamelotischen, den Perserteppichen, Karavanenvorhängen, Kelims, arabischen Tischen und geschnittenen Bücherschränken würde einen sehr schönen Wintergarten ergeben, während die alten eingeleigten Aufbaumöbel, die noch von Christian's Großeltern stammten, jedenfalls besser für das Schlafzimmer paßten als irgend etwas fertig beim Möbelhändler Schaufles. Außerdem gab es in dem Hause noch so manches, Küchen-einrichtung, alte Truhen, Schränke und tausendlei Gegenstände, deren Vorhandensein man in einem eingerichteten Hause gar nicht bemerkt, während ihr Mangel in einer neuen Wirtschaft sich sehr fühlbar macht.

Am 22. Dezember hatte die Apothekerin ihm brieflich für ihn auszusuchen versprochen, und Planter selbst war bereit, ihm das Haus mit samt den Feldern und dem Rest der Einrichtung zu einem Pauschalpreis abzunehmen, was Christian sehr gelegen kam, weil dadurch seine Erbschaft auf die leichteste Art flüssig wurde.

Anfangs November reiste er nochmals nach Girschel, um daselbst alle Möbelstücke, Einrichtungsgegenstände, die er für seinen Teil übernehmen wollte, zu bezeichnen und den Kauf des Hauses mit Planter abzuschließen.

Es war so, wie der Apotheker es ihm vorausgelagt hatte: es blieben ihm nach Abzug der Steuern etwas mehr als fünfzigtausend Kronen, immerhin ein nettes kleines Vermögen, das ihn der Sorge überhob und ihm gestattete, sich mit ungetheilten Kräften seinem Beruf zu widmen.

Die Verpachtung und Ueberführung der Möbel übergab er dem Bahnspediteur, und die Apothekerin, eine sehr liebenswürdige und mütterliche Frau, versprach ihm, noch besonders ein paar große Kisten mit lauter Dingen anzufüllen, die er in seiner künftigen Wirtschaft sehr gut brauchen würde, ohne jetzt noch eine Krone davon zu haben.

„Alles, alles werden Sie haben“, versicherte sie, „bis auf den letzten Nagel, alles... Nur für eine Frau müssen Sie selber sorgen!“

Niemand freute sich mehr über die Veränderung in Christian's Verhältnissen als Martin, und als die Möbel angekommen und in der leeren Wohnung aufgestellt worden waren, ging er in den Abendstunden oder an den Sonntagvormittagen mit Christian hin und half ihm die Möbel stellen, die Kisten auspacken und alles an Ort und Stelle bringen. Es war wirklich alles vorhanden: Betten, Wäsche, Geschirre, Wäfen, Bilder, Albums und Kippes... So gar Bürsten, Hammer und Bohrer und auch ein Kugelschreiber fanden sich vor... Aber das eben war ihm so lieb.

Das Chaos wurde immer größer, je mehr sie auspackten, und schließlich fanden sie kaum mehr einen Platz, wohin sie treten konnten, ohne daß etwas unter ihren Füßen trochelte... Und dabei hatte die Apothekerin alles so systematisch verpackt und die vielen Kisten außen mit Zetteln versehen, die den Inhalt genau angaben! Es fehlte nichts, als daß das Auspacken von einer ebenso guten, besonnenen Hausfrau vorgenommen worden wäre.

Wie die Möbelpacker arbeiteten sie manche Stunden, aber als die Unordnung dabei immer noch größer wurde, hielt Christian eines Abends lachend inne:

„Das geht nicht so weiter, Martin. Je länger es dauert, desto ärger wird es... Bald ist die Wildnis fertig...“

„Das kommt davon“, beklagte sich Martin, „weil du mir immer entgegenarbeitest... Leg' ich was dahin, trägt du es dorthin... Nichts finde ich dort, wo ich es hingestellt habe.“

„Ich glaube, es sind viel zu viel Sachen für die Wohnung“, sagte Christian entnervt. „Ich brauche noch drei oder vier Zimmer und ein paar Magazine, um das alles unterzubringen.“

„Unfinn!“ wehrte Martin. „Läß mich nur einmal allein schalten, und du sollst deine blauen Wunder erleben. Aber eine Woche darfst du gar nicht herkommen.“

„Mit Vergnügen“, erklärte Christian sich dazu bereit. „Aber wenn du dir nur nicht zu viel zumutest... Du wirst es noch bereuen... Und dann mußt du mit verschreiben, keine schweren Gegenstände zu haben.“

Das versprach Martin und hielt es aus, denn er hatte doch keine Lust, sich irgendeine innere Verletzung zuzuziehen. Er nahm sich ein paar

Dienstmänner, die Auerweltsbester, und ließ von ihnen die Möbel annähernd zurechtstellen und die Kisten dorthin bringen, wo man den Inhalt voraussichtlich rauchen würde. Nachdem so das Gerübel getan war, fühlte er sich aber der intimen Arbeit keineswegs allein gewachsen, sondern bot Agnes, ob sie ihm nicht einen Nachmittag opfern und ihm helfen wolle, bei Randa Ordnung zu schaffen.

„Er hat gar keinen Schick zu so was“, meinte er, „und ich auch nicht viel. Angst brauchst du nicht zu haben. Er kommt nicht hin, er hat den ganzen Tag Dienst, und außerdem hat er versprochen, sich nicht bilden zu lassen.“

Nach einigem Zaudern, willigte Agnes ein, und die Geschwister wanderten gleich nach dem Essen durch den frischen Wintergarten von Rudolfshaus in den neunten Bezirk.

Den Schlüssel zur Wohnung hatte Martin in der Tasche, und so schloß er auf, führte Agnes ein und zeigte ihr die Räumlichkeiten, bei deren Ordnung sie ihm behilflich sein sollte.

In dem Mittelzimmer standen die Möbel noch in ihren Staubhüllen, und hier gingen die Geschwister zuerst ans Werk. Unter Agnes' Leitung betrat das Zimmer bald ein freundliches Ansehen. Martin befestigte nach ihren Weisungen die Vorhänge, die sie dann mit Geschmeidigkeit, die Möbel wurden zurechtgestellt, die Teppiche ausgebreitet, die Bilder aufgehängt und die Bücher der Kiste entnommen und in den Bücherstapeln eingeräumt.

„Das muß man sagen“, bemerkte Agnes, wenn sie die Titel las, anerkennend: „Lauter gute Bücher hat der alte Herr gehabt.“

„Na, weißt du“, lachte Martin, „der Christian hat halt fürchterliche Musterung gehalten und alle räudigen Schätze in Girschel gelassen. Deshalb präsentiert sich die Bibliothek jetzt so würdig. Aber wirklich, es schaut schon ganz anders aus da herinnen.“

Nach und nach nahmen die Geschwister auch die übrigen Räume in der gleichen Weise vor, doch nicht mehr an demselben Nachmittag. Agnes opferte mit Martin noch einen zweiten und einen dritten, bis alles so weit war, daß Christian nur einzugreifen brauchte.

Was auf den letzten Nagel an der Wand und das Tintenfaß auf dem Schreibtisch war alles in Ordnung.

Nachdem endlich stand Agnes an dem Schreibtisch und dachte darüber nach, mit welchen Empfindungen er binnen kurzem diese Tintenlöcher, den Briefbeschwerer und das Papiermesser in die Hand nehmen werde, ohne zu ahnen, daß sie es war; die ihm das alles zurechtgelegt hatte. Denn wenn er das wußte... Er mußte sie ja hassen und verabscheuen!

Ohne daß sie sich's eingesehen wollte, bereitete es ihr großes Vergnügen, da herumzuwischen, und sie erwachte wie aus einem Traume, die alle nötigen Reinigungsarbeiten verrichtet hatte, in selbstverständlicher Zone sagte: „Die Fräul'n ist gewiß die Braut vom Herrn Doktor...“

„Nein, das bin ich nicht“, entgegnete sie entschieden. „Aber die Männer verstehen so etwas nicht, und da hab' ich meinem Bruder zuliebe ein bißel hergeschaut.“

„Ah, so ist die G'schicht!“ sagte die Hausmeisterin, nicht ganz überzeugt. Agnes war durch die Tatsache, daß Christian sich die ganze Zeit über nicht hatte bilden lassen, so sicher gemacht worden, daß sie gar nicht mehr daran dachte, er könnte plötzlich, da zukommen.

So beschäftigte sie an einem Sonntagvormittag ein letztes Mal mit Martin die Räume, in denen es schon ganz wohllich aussah, nicht wie sonst in jungen Einrichtungen, weil hier eben schon alles vorhanden war, was man sonst gewöhnlich erst nach und nach zusammentragen muß. Als sie eben noch ein letztes Mal die Gegenstände auf der Schreibtischplatte zurechtlegte, hörte sie draußen die elektrische Klingel und gleich darauf eine Stimme, bei deren Klang sie zusammenfuhr und erblaßte.

„So, du bist da? Du?“ fragte diese Stimme. „Ich hab' geglaubt, bloß die Frau Poppschil. Ich will mir's nämlich ansehen, ob ich bald meinen Einzug halten kann.“

„Bloß die Keiffiggelanden und die Transparenze fehlen noch“, antwortete Martin. „Also komm', inspiere!“

Er stieß die Tür auf und Christian trat ein.

„Sein erster Blick traf die jetzt am Fenster stehende schlante Gestalt im grauen Winterkostüm mit der braunen Boa und dem schwarzen Samthut... Ihre Umrisse hoben sich dunkel vor dem blauen Winterhimmel ab, der von draußen hereinströmte, da kein Gegenüber sein Licht abhielt.“

„Wir sind fertig“, sagte Martin. „Die Agnes hat mir ein bißel geholfen.“

Zum erstenmal wieder seit seinem Verlobungsbesuch im Vorfrühling stand Christian dem jungen Mädchen gegenüber. Sie sah noch immer blaß aus und war entschieden schlanker

geworden. Außerdem merkte er auch schon eine Veränderung... Er konnte sich nur nicht sagen, worin sie bestand.

Auch Agnes fand ihn bei sich verändert. Jedermann sagte es ihm seit einem Jahre, daß er sich nun herausnahm. Sein Typus entoidete sich aus dem vorübergehenden Jünglingshaften ins dauernd Männliche.

„Du hättest deine Schwester nicht bemühen sollen“, sagte Christian, der bis jetzt von Agnes' Mitwirkung keine Ahnung gehabt, tadelnd. „Du hast dich noch gerührt, du wirst alles allem machen!“

„Na, aber Schwestern hat man doch dazu!“ wandte Martin ein. „Ich wollte dich überraschen. Konnt' ich wissen, daß du so bereitwillig wirst? Liebigens ist es kein Unglück. Die Hand kannst du ihm doch geben, Agnes!“

So gemahnt, traten sie aufeinander zu, und ihre Hände berührten sich, um sich rasch wieder loszulassen.

Christian warf flüchtige Blicke im Kreise umher, lobte alles, schien aber gar nichts zu sehen, und auch Martin fand die Situation nicht recht gemüthlich. Agnes machte ihr bald ein Ende, indem sie ihre Jacke zutastete und sich zum Gehen anschickte:

„So, ich gehe jetzt, Martin. Du tanst noch bleiben. Wirst mit dem Herrn Doktor noch manches zu besprechen haben.“

Martin ließ sie gehen, denn er wollte tatsächlich noch einiges mit Christian sprechen.

Christian sprach ihr nun mit förmlichen Worten seinen Dank aus, sie gab ihm nochmals flüchtig die Hand, dann ging sie, die beiden jungen Männer zurücklassend.

Christian blickte ihr mit dem Bewußtsein nach, daß sie sich viel unbefangener benommen hatte als er. Ihm wollte es einmal nicht glücken, mit ihr zu sprechen wie mit andern Menschen.

Martin wartete darauf, daß der Freund das erste Wort sprechen würde, doch da Christian dazu keine Anstalten machte, fragte er ihn, wann er in das neue Heim übersiedeln gedenke.

„Zu den Weihnachtsfeiertagen. Eher komme ich im Spital nicht ab.“

Nach bevor er indessen die Wohnung endgültig bezog, brachte er manche Feiertagsstunden allein dort zu, seinen Gedanken nachhängend, wozu sich eine unbewohnte Wohnung so gut eignet wie kein anderer Raum. Besonders da sie ganz und gar nicht unbewohnt aussah.

Sie schien nur für den Augenblick verlassen. Als müßte sich jetzt und jetzt im Nebenraum etwas regen und eine Gestalt auf die Schwelle treten.

Behagen rann von den Wänden auf ihn herab... Er fühlte, nun würde er zum erstenmal ein wirkliches Heim haben. Ein einfaches... Und doch nicht so ganz einfach... Ihre Anwesenheit hatte Spuren zurückgelassen, und manchmal ertrappe Christian sich dabei, wie er einen der Gegenstände der Schreibzimmerräumlichkeit aufhob und mit den Fingern befühlte, als müßte noch eine Spur von der Wärme der Hand darauf zurückgeblieben sein, die ihm seinen Platz angewiesen hatte.

Er wußte nun, welchen Anteil sie an der Anordnung des Ganzen hatte. Es war wirklich alles geschmackvoll und gemüthlich angeordnet. Er hätte sich das gar nicht zugetraut, und auch Martin äußerte einmal, er sei angenehm überrascht von den Eigenschaften, die Agnes jetzt entwickelte.

Es waren nicht lauter angenehme Gedanken, denen Christian hier nachging, während unten die Donau an seinen Fenstern vorbeirastete, obgleich er doch für seine künftige Praxis die besten Aussichten hatte, denn nicht nur Professor Hinterholzer hatte Wort gehalten und ihn an kinderreichere Familien als Hausarzt empfohlen; auch Frau Eicher, der sehr von ihm angenommen war, tat es gleich, und die junge Frau Schmieden, die eben erst von ihrer Hochzeitsreise zurückgekommen war, machte förmlich Propaganda für ihn.

Die Leute würden ihn vermutlich bald für einen Glückspilz ansehen, und niemand ahnen, was alles ihm verpagt geblieben war.

Eines Morgens erwachte Martin und fühlte, daß ihm die Influenza in allen Gliedern lag. Wahrscheinlich aus dem Spital mitgebracht, in dem er jetzt seit Neujahr als Cetun-dararzt tätig war, nachdem es nunmehr feststand, daß er die lange versprochene Stelle erst in einem Jahre erhalten sollte.

Na, das war ja schön. Da würde er wohl gleich das ganze Haus ansteden.

Und dann der Christian! Der hatte zum persönlichen Verkehr doch beinahe niemanden als ihn, und er wollte ihm in der letzten Zeit gar nicht recht gefallen... Nun sollte er ihn wohl eine Zeitlang überhaupt nicht sehen, denn Christian würde doch nicht herkommen wollen.

Es war für Martin immer unbedeutend, daß Christian und Agnes sich so mieden, denn in Abwesenheit der Mama fühlte er die Verpflichtung, sich der Schwester mehr zu widmen, und dabei wollte er doch auch den

Freund nicht vernachlässigen. So hatte er sich immer zu teilen.

Es wäre so hübsch gewesen, wenn man am Sonntag mit dem Papa zu vieren kleine Winterausflüge in die Gegend hätte unternehmen können.

Aber zwischen Randa und Agnes konnte es doch nie wieder gut werden. Sie hatte ihm zu viel angetan.

Jetzt war sie freilich ganz anders. Doch was half das? Das Geschehene wurde dadurch nicht ungeschehen.

Es war merkwürdig, wie Agnes sich verändert hatte. Oder auch nicht. Denn in jedem von uns stecken doch wenigstens zwei Menschen. Mander scheidet in der Jugend der Mutter, während er sich später auf den Vater hinauswächst. Bei andern ist es vielleicht umgekehrt.

Hier an Agnes zeigte sich deutlich, daß die Mädchen von der Mutter oft aus Gewohnheit und Nachahmung eine Art annehmen, die sie später verlieren. Agnes wuchs sich jetzt aus einer Tochter der Mutter zu der ihres Vaters heraus...

Als Wärensgruber mittags nach Hause kam und hörte, daß sein Sohn die Absicht habe, sich selbst zu behandeln, erklärte er das als Unfinn.

„Das geht nicht... Und mit der Injektion darfst man nicht spielen. Du mußt einen Arzt haben. Ich setze nicht ein, weshalb du den Randa rich' rufen willst, der doch der nächste dazu wäre...“

„Aber da Randa stumm in die Richtung der Schwes' blickte, antwortete der Vater auf seine ungesprochenen Worte: „Das mach' r'cht. Deshalb kann er in dem Fall doch bekommen. Ich hätte zu ihm das meiste Vertrauen. Nicht wahr, Agnes, er soll sich den Randa rufen lassen?“

„Warum denn nicht?“ fragte Agnes mit großem Gleichmut zurück. „Wenn du etwa meinst, meinetwegen... Ich komm' einfach nicht herein, solange er da ist...“

Ihre vollkommen gelassene Art, von Christian zu reden, bewies dem Bruder, daß sie innerlich mit ihm abgeschlossen hatte. Ihm war es nichts so Aufregendes, ihm begegnen zu müssen.

Christian hingegen! Martin wußte sehr gut, daß der noch immer nicht ruhig geworden war. Er zögerte deshalb, ihn rufen zu lassen. Wärensgruber jedoch, der seine wegen besorgt war, teilte Christian in einem telephonischen Gespräch von der Fabrik aus mit, daß Martin erkrankt sei, und daß er ihm sehr dankbar wäre, wenn er „eins drüber tun“ und ihn besuchen wolle.

Christian erklärte sich sofort bereit, nach Martin zu sehen.

Noch am selben Nachmittag läutete er an der Türe der Wärensgruberschen Wohnung.

Als man ihm öffnete, erkannte er trotz der Dunkelheit im Vorzimmer, daß es Agnes war, die vor ihm stand.

„Sie wünschen?“ fragte ihre Stimme unbefangene. „Ah, so, Sie sind es, Herr Doktor. Nur hier her ein.“

Sie ging ihm voran in das von blasser Abenddämmerung erfüllte Mittelzimmer und öffnete ihm die Türe zum Schlafzimmer, in dem Martin lag. Dort brannte schon eine Lampe auf dem Nachtschischen neben dem Bett.

Die Türe hinter Christian schloß sich. Agnes war nicht mit hereingekommen und zeigte sich auch nicht. Doch mußte sie die Türe zu ihrem Zimmerden offen gelassen haben, denn trotz des dazwischenliegenden, freilich schmalen Vorzimmers vernahm Christian das leise Rascheln ihrer Nähmaschine.

Von Gliederreizen und Fieber gequält, konnte Martin nur wenig mit dem Freunde sprechen, aber Christian blieb doch neben ihm sitzen.

Mit einem Tintenfaß schrieb er auf ein Blatt seines Rezeptbuchs das nötige Rezept auf und fragte dann, ob das Dienstmädchen hinuntergehen sollte, es machen zu lassen.

Martin dachte augenblicklich nicht daran, daß Agnes sich nicht zeigen wolle.

„Agnes!“ rief er laut. Da die Nähmaschine eben verstummt war, erzielte sein Ruf sie sofort; sie öffnete die kleine Türe halb und fragte herein:

„Wilst du was, Martin?“

„Die Lohsi soll das Rezept da in der Apotheke machen lassen.“

Agnes kam herein und nahm das Blatt aus Christian's Hand.

„Bitte, geben Sie mir's, Herr Doktor; ich geb' selbst.“

Dann verschwand sie wieder.

„Sie ist doch ein gutes Mädel — trotz alledem.“ sagte Martin, den Kopf matt auf das Polster zurücksinken lassend.

Christian antwortete nichts. Agnes holte zwar die Aspirinpulver selbst aus der Apotheke, aber sie schickte sie dann durch die Lohsi hinein und zeigte sich nicht wieder.

Da Martin's Fieber nicht unbedeutend war, blieb Christian, bis Herr Wärensgruber aus der Fabrik kam. Das ist gefehlt, daß Sie da sind!“ sagte er erfreut. „Der Bub hat gemeint, er wird sich selbst behan-

deln. Aber das geht doch nur, so lang' man einen ganz floren Kopf hat. Nicht wahr, Sie kommen jeden Tag?“

„Ja, gewiß! Aber jetzt, da Sie hier sind, geb' ich nach Hause.“

„Nein. Sie müssen erst was mit uns essen. Wo ist denn die Agnes?“ Und zur Türe hinausrufend: „Agnes, sorg' für ein Nachtmahl; der Herr Doktor ist mit uns.“

Agnes zeigte sich schon in der kleinen Türe.

„Ja, Papa, in einer halben Stunde!“

Christian wollte ablehnen, Wärensgruber jedoch ließ keine Einwände gelten, und so fügte er sich um so eher, als er gern noch eine Weile bei Martin bleiben wollte, um zu sehen, ob das Fieber nicht mehr stieg.

Als aber das Mädchen etwas später die Herren in das Mittelzimmer rief, wo gedeckt war, bemerkte Wärensgruber, daß bloß zwei Bediente lagen und Agnes nicht erschienen war.

„Wo bleibt denn das Fräulein?“ fragte er die Lohsi.

„Die Fräul'n Agnes ist unterdessen beim jungen Herrn“, berichtete die Lohsi. „Sie wird später essen.“

Wärensgruber fürchte die Sitten. Er hielt dies für eine Unhöflichkeit dem Gaste gegenüber, denn er wußte nicht, daß die jungen Leute gewissermaßen übereingekommen waren, sich aus dem Wege zu gehen.

Agnes hatte aber noch einen hausfrauähnlichen Grund, von der Mahlzeit wegzubleiben, denn sie hatte den ganzen vorhandenen Braten für die beiden Herren hineingeschickt und begnügte sich mit etwas Kaltem, damit es drinnen nicht zu knapp sei.

Als sie sich nachher noch immer nicht zeigte, ging es dem Vater erst ein, daß sie und Randa noch nicht auf dem Standpunkt angelangt waren, unbefangene miteinander zu verkehren.

Martin's Erkrankung war heftig genug, um stehiges Nachsehen des ordnenden Arztes zu erfordern. Schon am anderen Morgen frühzeitig war Christian da, um nach dem Kranken zu sehen. Agnes, die eben in dem Krankenzimmer ein wenig Ordnung gemacht hatte, verschwand bei seinem Erscheinen und ließ sich während seines Besuches nicht blicken.

Auch am Nachmittag war sie nicht anwesend, als Christian kam. Er fand Martin etwas wohler. Das Fieber hatte nachgelassen, doch wünschte er einen kalten Umschlag gegen die Kopfschmerzen. Auf seinem Nachtschischen stand eine kleine Kuchschale, mit Alpenblumen bemalt, wie man sie in den Sommerfrischen zum Verkauf erhält, und diese bedekte er, um die Lohsi oder Agnes herbeizurufen.

Es war Agnes, die zuerst den Kopf zur Türe herinstreckte und fragte, was Martin wolle. Sie brachte dann auch selbst das Wasserbeden und die nötigen Tücher. Während sie eines davon auswand, blickte er auf ihre feinen, weißen Hände, die solcher Anstrengung ganz ungewohnt waren, und da bemerkte er statt des Brillanten, den er zum letzten Male an dieser Hand erblickt, daß Agnes wieder ihre frühere Ringe trug, die er so gut kannte... Der feine war auch darunter... Was dachte sie sich eigentlich dabei?

„Nichts vermute ich“, antwortete Christian sich selbst bitter. Ringe mußten es einmal sein. Waren es nicht kostbare, also schlichte, und der feine war ihr wohl noch immer lieber als gar nichts.

Agnes gewährte den auf ihre Hand gerichteten Blick, und da verwirrtte sie sich doch ein wenig, sonst trat sie Christian mit einer ungelächelten Miene gegenüber, die ihn tief innerlich erregte.

So gleichgültig war er ihr immer gewesen, daß sie ihn ganz ohne Gemütsbewegung wiederzusehen vermochte?

Sie hatte ihre jugendliche Frische noch nicht wieder zurückgewonnen und war immer ein wenig blaß, sonst aber sah man ihr überhandene Aufregungen wenig mehr an. Sie schien wieder völlig im Frieden mit sich selbst zu leben.

Christian täuschte sich mit dieser Annahme nicht. Es war in der Tat so. Agnes hatte sich zu einer gewissen Gemütsruhe durchgerungen. Ihre verflochtenen Mißgriffe bekümmerten sie nur wenig, weil sie jetzt sicher war, in Ähnliches nicht mehr zu verfallen.

Agnes, die die Braut dieser beiden Männer gewesen war, erzielte eigentlicher gar nicht mehr. Sie fühlte sich so wenig identisch mit ihr, daß sie für das, was die angeheilt hatte, nicht mehr so zu leiden vermochte. Sogar das physisch schmerzhafteste Gefühl, das sie anfangs durchzudrte, wenn sie daran dachte, daß sie den Ruf eines Verbrechers erduldet hatte, ließ jetzt nach. Das alles war vor langer Zeit einer ganz andern passiert.

Auch darin, daß sie das Zusammenreffen mit ihm gleichmüthiger ertrug als er, irte Christian nicht. Sie dachte bei sich:

„Er mag dich ja so nicht mehr, er verabscheut dich.“

Und gerade das gab ihr ihre Haltung ihm gegenüber. Zwischen ihm und ihr war's aus, ganz aus.

Er würde schließlich doch eine reiche Braut nehmen, und das war ja auch das Beste für ihn.

Daran, was jetzt sein könnte, wenn sie — ja, wenn sie eben anders gewesen wäre — daran gestaltete sie sich gar nicht zu denken.

Dem jungen Mann jedoch erschien ihr sicherer und gelassener Benehmen ihm gegenüber wie eine neue Beleidigung.

„Sie schämt sich also gar nicht vor mir? Sie denkt nicht daran, was sie mir angetan hat? Sie hat einfach alles vergessen.“

Wie Haß und Empörung wallte es in ihm auf, und seine Augen rubten finstler auf ihr, wenn sie sich mit der wohlbekannten Anmut durch das Zimmer bewegte.

Manchmal fing sie einen dieser gramvoll gornigen Blicke auf, und dann lenkte es sich doch vor ihren Augen wie ein Schleier der Trauer.

„Wie er mich ansieht! Wie etwas, was man gern mit dem Fuße wegstoßen möchte... Na, der hat eine schöne Meinung von mir.“

Es war deshalb recht überflüssig, daß etwas geschah, um diese Meinung noch zu verschlechtern.

Gerade als Agnes, von Christian's Blick erschreckt, sich von ihm abgewandt hatte, stürzte die Lohsi herein, aufgeregt einen Brief in der Hand schwenkend.

„Fräul'n, Fräul'n! Die Hausmeisterin hat mir g'rad' den Brief für Ihnen geben!“... rief sie frohlockend. „Jesse, das muß was Nobles sein! Er riecht so gut, und da rückwärts ist eine Krone!“

Während sie aber Agnes den Brief hinhielt, schryt sie vor dem Blick zusammen, den ihr diese dabei zuwarf, und schließlich wie mit kaltem Wasser begossen hinaus. Jesse, ja, da hatte sie was Dummes gemacht. Die Fräul'n wollte gewiß nicht, daß der Herr Martin von dem Brief wisse.

Agnes ließ, den jungen Leuten den Rücken zuzuwendend, den Brief in die Tasche gleiten und bewegte sich wortlos zur Türe.

„Agnes!“ rief Martin vom Bett her.

„Was?“

„Was ist das für ein Brief?“

„Ach, nichts!“

Sie schüttelte leicht den Kopf und ging hinaus.

Draußen kam Lohsi betreten auf sie zu.

„Hät' ich Ihnen den Brief drinnen nicht geben sollen?“ fragte sie zaghaft.

„It mir alles eins!“ schnauzte Agnes sie an, aber man sah wohl, daß es ihr nicht alles eins sei.

In ihrem kleinen Zimmer drinnen erpöchte der Aerger ihr sogar Tränen.

Gerade vor ihm, der so schon schlecht von ihr dachte! Was konnte er glauben, als daß sie wieder ein Geband habe! Dem Martin würde sie schon nachher alles sagen, aber er ging fort mit dieser Meinung vor ihr.

Drinnen blieben die Freunde stumm, beide innerlich mit diesem Brief beschäftigt. Wo rüdtte vielleicht schon Nummer drei heran?

Keiner von beiden machte eine Bemerkung, nur Martin nahm sich vor, später, wenn Christian gegangen sein würde, Agnes ins Gebet zu nehmen.

Christian entfernte sich früher als gestern, und Martin hielt ihn nicht einmal sehr zurück, so eilig hatte er es, die Schwester zu verhöhen.

„Agnes! Agnes!“ rief er erregt und laut.

Sie war schon da.

„Was gib's denn? Wo brennt's?“

Ogleich sie Randa fortgehen gehört hatte, blickte sie sich vorsichtshalber um.

„Er ist nicht mehr da“, beantwortete Martin diesen suchenden Blick. „Rädel komm her! Was ist denn das für eine Korrespondenz, die du da hast!“

„Korrespondenz?“ Agnes warf den Kopf in den Nacken. „Weißt, Martin, mein Vormund bist du ja nicht... Aber damit du siehst, daß gar nichts dahinter steht... Da!“ Sie reichte ihm den Brief. „Ich weiß nicht einmal, wer es ist, ohne nur, daß der junge Schnuffel sein wird, der mir schon ein paar mal nachgestiegen ist, wenn ich vom Markt nach Hause gegangen bin. Ein ganz junges Bürschel!“

Martin nahm den Brief mit der englisch heißen Handschrift. Es war ein feuriges, verhimmlendes Schreiben, das Agnes' Angaben bestätigte, denn der Schreiber beklagte sich, daß er sie nur von der Straße her kenne und keine andere Möglichkeit sehe, sich ihr zu nähern, als diesen Brief, der ihr vielleicht unverschämte vorkomme, es aber nicht sei, denn seine Absichten wären die reinsten. Unterzeichnet stand der volle Name: Rudolf v. Doppler-Freienroth. So biß eine der bekanntesten bureaukratischen Familien Wiens... Einer dieses Namens war ein wohlbekannter Sektionschef. Vielleicht war dies sein Sohn.

„Dem seine reinen Absichten!“ lachte Martin. „Na, den werb' ich mir langens!“

„Du, sei so gut, daß du vielleicht ein Duell mit ihm kriegst!“ wehrte Agnes. „Ich schreib' ihm schon selbst daß er mich in Ruhe lassen soll.“

(Fortsetzung folgt)